

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 325.

Sonntag, 27. November

1932.



## Ein Brautkron

Ein Roman von Elfe Sparwasser.

11. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Juliane stotzte. Unter dem Torbogen stand plötzlich das Kind.

Die Erbhofbäurin kniff die kalten Augen zusammen: „Du kommst mir grad zurecht. Hier schenk' ich dir ein blankes Daler . . . und jetzt sag' . . . willst du bei der da drauß' in der Finsternis wohne . . . wo nachts der Feuerreiter sein Kopf unterm Arm trägt und die Gespenster sich auf dein Bett setzen?“

„Du Tier!“ höhnte Juliane: „Glaubs ihr nit . . . Christel . . . glaubs ihr nit . . .“

Die Christel sah verstört von einer zur andern. Juliane zog sie weinend an sich heran:

„Komm her zu mir . . . Kind . . . komm her zu deiner Mutter . . .“

Und wieder wehrten sich die dünnen Arme mit erstaunlicher Kraft. Sie stießen und schlügen, bis sie frei waren. Dann rannte das Kind davon und verschwand hinter der Scheune.

„Na also!“ sagte die Bäurin mit befremdlicher Sanftmut: „Du hast jetzt gesehen, daß sie nit von dir wissen will. Und jetzt pack dich!“

Juliane ging stumpf den Wiesensteig zurück und über die Felder. Ihr Herz tat nicht mehr weh. Es war kalt und tot. Aber hinter ihrer Stirne lag wie eine drückende Faust der eine Gedanke:

„Das Kind . . . ihr Kind hatte sich schauernd von ihr abgewandt. Ihr Kind . . . und das Kind vom Kagerer Franz . . . hatte seine eigene Mutter verschmäht . . .“

Sie wußte es nicht, daß die Christel den Taler der Bäurin spontan in den Ziehbrunnen geworfen hatte, als sie um die Scheune lief . . . und daß sie sich auf dem Heuboden verkroch und stundenlang weinte und schrie . . . bis sie erschöpft auf der harten Erde einschlieft. Sie hat es nie erfahren . . . die Juliane Krombacher . . . die Mutter der Schmerzen . . . sie irrte planlos im tausenden Frühlingswind über Felder und Wiesen und in den dunklen Tann.

Die matte Sonne brach in schmalen Lichtern durch die grüne Dämmerung. Von dem dicken Nadelteppich stieg ein würziger Brodem auf. In der Ferne rief der Ruckuck.

Juliane stand am Teufelssee und starrte auf die glitzernde, geheimnisvolle Wasserfläche. Wer da

hineinsiel, versackte für ewig. So manche vor ihr, die in Schande gekommen war, hatte hier Schluß gemacht. Auch von der alten Hanne war keine Spur mehr aufgetaucht, bis auf das Kopftuch und das große Irrlicht, das in dunklen Nächten über die Wiesen flog und das bröckelnde Gemäuer der Hütte umtanzte.

Juliane breitete die Arme aus und neigte sich tief über das schreckliche Wasser. Beten konnte sie nicht in dieser letzten Stunde . . . alle Gebete ihres Lebens waren nutzlos gewesen . . . und all ihre Blutstränen umsonst geweint. Nun war das Schwerste geschehen . . . das Kind hatte sie von sich gestoßen . . . das Kind wollte nicht von ihr beschützt sein . . . nun lohnte sich nicht mehr!

Es gab halt keinen Gott . . . so wenig wie es eine gnadentreiche Fürbitterin gab. Es gab nur eine Hölle . . . die hieß das Leben . . . und wenn sie jetzt da in die Tiefe sank . . . würde dieser Hölle eben eine andere folgen. Das war alles . . .

Sie reckte sich noch einmal hoch und schaute grübelnd über das Wasser hinweg: Ob sie dort in der anderen Hölle auch immer an das Kind denken mußte . . . an das Kind . . . das voller Ekel seine Mutter von sich gestoßen hatte?

Nun schloß sie die Augen. Sie wollte die weißen Wasserroten nicht sehen, wenn sie versank: „Leb wohl . . . leb wohl . . . kleine Christel . . . Ich hab dich über alles Begreifen geliebt . . .“

Damit sprang sie. Und stieß einen zellenden Schrei aus. Denn zwei harte Fäuste umkrallten ihre Arme und warfen sie auf den Moosgrund zurück. Dort lag sie wie gelähmt . . . mit jagenden Pulsen . . . und starrte in das rote Gesicht des Müllers, der sich über sie neigte:

„Bist du des Teufels . . . Juliane . . . bist du verrückt?“

Sie schwieg . . . und schaute an dem Schopf des Mannes vorbei in einen tanzenenden Müdenschwarm. Es war so still in dieser weltfernen Einsamkeit. Der Ruckuck rief nicht mehr . . . eine blaue Libelle schoß über das Wasser . . . betäubend hing würziger Brodem unter dem dichten Tannengeäst.

Aber ihr leuchtete der schwere Atem des Müllers. Sie sah an ihm vorbei wie an einem gleichgültigen Tier. Seine Hände tasteten gierig nach ihr. Sie lag wie gestorben und rührte sich nicht. Auch nicht, als seine

saugenden Rüsse ihr auf Gesicht und Nacken brannten. Er schnauzte wie ein Stier . . . Dazwischen lachte er dumm und läppisch:

„Ich hab's doch gewußt . . . schon immer hab ichs gewußt . . . daß du mich gern hast. Du wollst dich halt rar machen . . . du durchtriebene Hex . . .“

Er biß sich an ihrer Schulter fest. Sie lag stumpf und reglos und starrte in den blauen Himmel.

„Sags!“ ächzte er über ihr: „Sags jetzt . . . daß du mich schon immer gern gehabt hast . . . Daß du dich nur nit traust hast vor dem Ragerer Franz . . .“

Ihre Augen waren wie ein glühender Abgrund:

„Ja“, sagte sie willenlos: „Ja!“

Dann schlugen die trüben Wogen der Wollust über ihr zusammen.

Zwölf Jahre nach diesem Frühlingstag ging der hochwürdige Herr Johannes Durlacher erregt in seinem Studierzimmer auf und ab. In der Ecke des schwarzen Ledersofas saß der Kantor und sah dieser Wanderung eine Weile gelassen zu. Dann sagte er mit überlegenem Lächeln:

„Sie wollen also austrotten . . . mit Stumpf und Stiel austrotten . . . was an Mystik seit vielen hundert Jahren in Heiligenkreuz herumgeistert?“

„Das werde ich, Herr Kantor!“

Doch dieser wiegte den schmalen Habichtskopf: „Das wird Ihnen nie gelingen, Hochwürden!“

Johannes Durlacher hob rasch das scharfgeschnittene, kluge Gesicht: „Ich setze mit eisernem Besen . . . verlassen Sie sich darauf! Gleich morgen verbiete ich den Unjug mit der Totenbraut . . .“

Der Kantor spielte mit seiner silbernen Schnupftabatsdose: „Als zürnender Eiferer erreichen Sie garnichts. Wenn Sie sich jemals die Seele von Heiligenkreuz ganz erschließen wollen, müssen Sie behutsam auf Fußspitzen gehen . . .“

Der Pfarrer bligte ihn zornig an: „Ich hab es weiß Gott mit Güte und Geduld versucht . . . zwanzig lange Jahre. Ich bin keinen Schritt damit weiter gekommen. Überschaun Sie doch mal in der Weltgeschichte den zähen Kampf der Kirche um das reine Christentum! Keiner von all diesen Gottesstreitern konnte sich leisten, auf Fußspitzen zu gehen. Kaiser Konstantin verhängte über alle Sterndeuter und Zauberer die Todesstrafe. Der Justinianische Codex führte die Astrologen als Verbrecher auf, und in den Decretalen sind alle Wahrsagekünste mit dem Bannfluch belegt . . .“

„Na und?“ fiel ihm der Kantor ins Wort: „Was wurde erreicht mit Inquisition . . . mit Bannfluch und Hexenverbrennung? Garnichts, Hochwürden! Zu allen Zeiten blieb die Volksseele eingesponnen in Sitten und Bräuche, die von der Kirche als Ketzerei verdammt wurden. Doch bleiben wir zunächst mal bei der Sache. Sie wollen morgen bei dem Begräbnis des Holzner Kaspar die Totenbraut verbieten! Hochwürden . . . das ist eine Unmenslichkeit!“

Johannes Durlacher wollte auffahren, doch der Kantor ließ ihn nicht zu Wort kommen: „Denn aus welchem Grunde entstand vor undenklichen Zeiten die Totenbraut? Aus der Furcht vor dem Dämon! Stirbt so ein Bräutigam vor der Erfüllung seiner höchsten Liebeswünsche, nimmt er alle ungestillte Sehnsucht mit ins Grab. Was liegt näher, als daß sich der Tote die Braut holt, die weinend hinter seinem Sarg hergeht? Um so mehr, als im Volksglauben die Seele bis zur Grablegung auf dem Sargdeckel sitzt. Also muß man die in ihrem Schmerz hilflose Braut beschützen vor dieser grauenhaften Hochzeit. Um nun den Toten irre zu führen, steckt man die nächste, junge Anverwandte in den vollen Brautstaat und läßt sie hinter dem Sarg hergehen. Denn ihr kann der Dämon nichts anhaben, weil er nie die Sprache ihres Herzens gehört hat. Die echte Braut aber geht versteckt und beschützt unter dem letzten Trauergefolge. Nun wollen Sie morgen dem Holzner Kaspar die falsche Totenbraut nehmen. Wissen Sie, was dann geschieht?“

Johannes Durlacher stand am Fenster, schaute über die Geranienstöcke hinweg in den trüben Märztag und schwieg.

„Die Kathrin“, jagte der Kantor und betrachtete seine nervösen Musikerhände: „Dieses ferngefunde Bauernmädchel, das in acht Tagen heiraten wollte, stirbt bis zum nächsten Frühjahr. Sie stirbt vor Angst . . . verlassen Sie sich drauf! Denn sie wird keine Nacht mehr schlafen in Erwartung des Dämons. Jede schwarze Kacke wird ihn ankündigen und jeder Nachtwind, der an ihrem Fensterladen klopft. Auf Schritt und Tritt wird das Verhängnis hinter ihr her schleichen. Darüber wird sie hinsiechen und sterben . . . aus Angst vor dem Tod. Wenn sie nicht vorher schon den Verstand verliert oder in den Teufelssee springt, um endlich Ruhe zu haben. Können Sie das verantworten, Hochwürden?“

„Ich kann es“, entgegnete Johannes Durlacher: „Ich werde mit aller Kraft um diese junge Seele ringen. Ich nehme ihr den Aberglauben und geb ihr dafür den Glauben . . .“

„Den Glauben? An was?“

„An den eisernen Schutzwall der alleinseligmachenden Kirche!“

„Verzeihen Sie mir das ketzerische Wort, Hochwürden: Aber dieser Schutzwall bedeutet hier garnichts!“

„Die Kathrin ist mein gehorsamstes Beichtkind und . . .“

„Gehorsam!“ Unterbrach der Kantor: „Da haben wirs! Sie wird tagsüber unter ihren strengen Augen gehorsam beten, und des Nachts in Furcht erstarbt so lange auf den Toten warten, bis ein Unglück geschieht. Seien Sie auf alle Fälle gewarnt . . . Hochwürden!“

„Gewarnt!“ rief Johannes Durlacher verärgert.

„Gewarnt!“ Wiederholte der Kantor gelassen. „Und zwar weit über den Fall mit der Totenbraut hinaus. Denn wenn es Ihnen gelingt, mit nüchternem Verstand die uralte Furcht vor Sitte und Brauch zu vertreiben, haben Sie damit der primitiven Seele des Volkes ihren mächtigsten Halt genommen. Das Ende dieser Aufklärung ist die Befreiung der menschlichen Bestie, die jetzt gefangen liegt in der Furcht vor dem Übersinnlichen. Lassen Sie auf . . . wieviel Grenzsteine beispielsweise auf den Feldern von Heiligenkreuz verkehrt werden, wenn der Bauer erst weiß, daß er dafür nicht als Irrelicht auf Kreuzwegen tanzen muß in Gespensternächten bis zum jüngsten Gericht!“

„Sagen Sie, was Sie wollen“, wehrte der Pfarrer ab: „Unser einziger Halt liegt im Glauben an Gott verankert!“

Der Kantor hob lässig die schmalen Schultern: „Verkünnen Sie diese Erkenntnis mit Engelszungen von der Kanzel . . . die Bauern vom Heiligenkreuz werden nichts dagegen einwenden. Aber sicherer ist's ihnen doch, sich auch mit Hexen und Gespenstern gut zu stellen.“

„Diesen Januskopf werde ich jetzt zerstören“, sagte der Pfarrer entschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

## Advent.

Nun kommt die Zeit,  
Da du sollst rasten lernen  
Und stille sein,  
Weil von dem hellsten unter all' den Sternen  
Fällt gold'ner Schein  
In uns're leidbewegten Herzen.  
Bereite Kerzen,  
Denn die Weihnacht naht sich saft,  
Die Weihnacht, welche Kinderaugen  
Und alle stillen Seelen  
Leuchtend macht.

Advent! Das kleine Wort voll Innigkeit und Hoffen  
Steht groß und still im Taggeschrei.  
Daß deine Seele sein den Wundern dieser Wochen offen,  
Auf daß sie von dem Licht gelehrt sei . . .

Hans Gäßgen.

## Wie Menschen, Menschen im Fluge sehen.

Die ungeheure Vereinerung, die das Erleben der modernen Menschheit durch das Fliegen gewonnen hat, wird in einem soeben bei Dietrich Reimer in Berlin erscheinenden, reich illustrierten Werk „Das neue Weltenerlebnis. Ein Buch vom Fliegen“ von Peter Sumpf dargestellt. Besonders interessant ist das Kapitel, das sich mit der „Entdeckung des Menschen“ durch den fliegenden Menschen befaßt. Wenn der Flieger aus der großen Einsamkeit der Wüste nach langer Fahrt etwas Menschliches entdeckt, dann ist das für ihn ein gewaltiges Erlebnis. So wurde Lindbergh bei seinem Flug über den Ozean aufs Tiefste ergriffen, als er, sich der französischen Küste nähernd, auf einem kleinen Fischdampfer im Kabinensfenster das Gesicht eines Menschen sah. Als Roland Garros zum ersten Male das Mittelmeer überflog, sah er plötzlich unten auf dem Meere drei kleine Punkte mit winzigen Rauchfahnen. „Da verschwand alle meine Angst“, schrieb er später. „Ich fühlte mich nicht mehr allein! Diese drei kleinen Punkte sind meine Freunde!“

„Als kleine schwarze Punkte“, so erzählt Mittelholzer, „sah ich vor mir auf der Wüstenstraße eine große Karawane, die erste, die mir zu Gesicht kam. Jetzt hatten wir sie eingeholt und flogen nur noch 100 Meter über ihre Köpfe hinweg nach Südosten. In wenigen Stunden werden wir das gemeinsame Ziel Bagdad, die Märchenstadt am Tigris, erreichen, während sie vielleicht in einer Woche erst die Stadt Harum al Raschids aus der unbarmherzigen Wüste zu Gesicht bekommen wird.“ Auf seinem Fluge über die Eisfläche der Kaspische See, die vor dem Südpol liegt, gelangt Bird an gefährliche Spalten, bei deren Überschreitung die wochenlang vorher mit Hundeschlitten aufgebroschene Forschergruppe zwei Tage lang in Lebensgefahr geschwebt hatte. „Ich schämte mich fast“, schreibt Bird, „wir überflogen die Spalten in kaum drei Minuten“. Kurze Zeit darnach sieht er die schwarzen Punkte der Schlitten und Hunde sich vom Schnee abheben: „Bald wurde es offenkundig, daß sich die armen Teufel schwer abmühten. Angesicherte Menschen, gekrümmte Rücken, Nachzügler und Langsamere redeten eine deutliche Sprache. Die Männer bohrten die Beine ein, die Hunde kemmten sich mit dem Bauch gegen den Schnee — einen schärferen Gegensatz zwischen altem und neuem Reisen konnte man sich kaum denken.“

Aus großen Höhen erlebt der Flieger Menschenmassen nur wie ein insektenhaftes Gewimmel. Erst in 500 Meter Höhe werden Tiere und Menschen zu winzigen Figuren, während sie aus 800 Meter noch punkthaft wirken. Bei 300 Meter Höhe sieht der Flieger dann deutlich die Bauerntöchter auf den Feldern, die Schulkinder auf einem Ausflug usw. Als einen einzigen ungeheuren Ameisenhaufen sieht der Freiherr von Hünesfeld Venazas unter sich liegen. Tiefer fliegend entdeckt er die heiligen Treppen, die von badenden und betenden Hindus übersät sind. „Der Blick von oben auf diese unübersehbare, von Gläubigen, Fakiren, Bettlern und Krüppeln zusammengewürfelte Menschenmenge“, schreibt er, „ließ eine wehmütig-mitleidige Stimmung mit dem Elend unserer armen Menschheit aufkommen“. Sehr eigenartig zeigen sich die Temperamente der Volksstämme. Schon durch den Gruß aus der Tiefe heraus oder durch den Empfang des Fliegers. Regungslos, wie versteinert, schauen mongolische Hirten oder südamerikanische Indianer nach dem Riesenvogel, der zum ersten Male vor ihnen am Himmel erscheint. Glücklichweise gehört die feindliche Haltung der nordafrikanischen Beduinenstämme, die die französischen Flieger abschießen, um von ihnen Lösegeld zu erpressen, zu den Seltenheiten. Einen tragischen Fall berichtet Allan Cobham. Er flog über die Wüste von Bagdad nach Basra. Da hört er plötzlich hinter sich einen klappenden Ton, sieht sich erschrocken um und erblickt seinen Mechaniker Elliot mit kreidbleichem Gesicht, die Hände gegen die Brust gepreßt. Die Kugel eines im Wüstenland vorüberziehenden Arabers hatte ihn getroffen, und Cobham mußte ihn in der Wüste begraben. Mittelholzer berichtet von seinem großen Flug über Afrika: „Überall war ich Gegenstand einer abgöttischen Verehrung von Seiten der Schwarzen. Immer wieder zeigten sie in die Luft.“ Trotz ihrer hohen Verehrung nannten sie den Flieger nur „O Wivana Ndege“, den „Herrn Vogel“. Ubers weißer Führer fragte einen Masai-Neger: „Wunderst du dich nicht, daß diese Vögel fliegen?“ Dieser gab zur Antwort: „Warum sollt ich mich wundern, wenn du dich nicht mehr darüber wunderst?“ Die Eskimos an der Ostküste Grönlands erzählten von Gronau, daß sie erst auf den unbekanntem Vogel hätten schießen wollen, weil sie ihn für eine gute Jagdbeute hielten; als er aber donnernd immer näher kam, da hätten sie sich in ihre Hütten verkrochen aus Angst vor der Wache dieses nie gesehenen „rauschenden Geistes“. Zu Wilkins sagten Eskimos, als er sie zum zweiten Mal besuchte: „Anfangs dachten wir, es sei ein Zauber, wie ihn in früherer Zeit die Medizinmänner ausgeführt haben. Als du wieder weggegangen warst, bekamen wir Zweifel und glaubten geträumt zu haben. Nun, da du wiederkommst, wissen wir erst, daß Flugzeuge etwas wirkliches sind.“ Schnell findet sich der naive Geist mit der neuen Tatsache ab, die ihm zu einem Märchen wird. So begrüßten die Birmanen den Freiherrn von Hünesfeld, als er in ihrer alten

Königsstadt Mandalai landete, mit schauerlicher Ehrerbietung und erzählten ihm, wie alle Einwohner, als sie das Flugzeug hoch am Himmel sahen, zu den Geistern der Winde gebetet hätten, sie möchten doch den großen Wundervogel auf die Erde zu ihnen herabschicken. Aus allen Klöstern, Tempeln und Pagoden seien die Priester und Mönche in ihren gelben Feiertagsgewändern hervorgetreten und hätten solange mit den orangefarbenen Tüchern gewinkt, bis die Winde den fremden Vogel gezwungen hätten, auf Birmas heiligen Boden herabzusteigen.

## Da ist Deine Liebe...

Skizze von Franz Schrödinghamer-Heimdal.

Klaus Helmbrecht hatte nur noch eine dunkle, aber unsäglich liebevolle Erinnerung an seine erste Jugendzeit. Oft sah er in Gedanken und sann ihr nach wie einem Wunschbild aus einer verschollenen Welt. Da sah er sich stets daheim auf dem Helmbrechtshof in der getäfelten Stube auf dem Schoße einer Mutter, deren mildes Auge lächelnd auf ihm ruhte, sah den Vater von der Feldarbeit her durch die Tür treten, der ihm wie segnend die Hand auf den blonden Buschellopf legte und dabei auch die Frau liebevoll umfing. Da war es stets, als hielte die Zeit den Atem an. Das Lidlad der alten Schwarzwälderuhr an der Wand tönte wie aus Ewigkeiten ohne Anfang und Ende, und der Glaskrug auf dem Fensterbrett daneben glänzte in einem siebenfarbigen Sonnenleuchten so wunderbar, als wollte der Himmel eine Krone des Glases in diese Heimstube zaubern.

Und dann kam das andere, für das der Knabe Klaus Helmbrecht noch kein Begreifen hatte: Ein Brief aus dem Felde mit einem Eisenkreuz und anderen Siebenlachen, die einem Helben unnützlich sind, der in fremder Erde ruht. Aber kurz bettetet sie auch die Mutter in die Erbgruft der Helmbrechts droben bei der Bergkirche. Gram hatte ein Herz gebrochen, aber nicht eine Liebe, die der erwachende Jüngling als Leitstern über seinem Leben wachte, wenn auch der zum Vormund bestellte Oheim Hanno Helmbrecht diesem Leben eine vorbedachte und eigenwillige Richtung zu geben wußte.

Der schob den Knaben von der Väterhölle und gab ihm in eine Anstalt, ihm ein künftiges Herrenleben als Pastor, Rechtsanwalt oder Landrat verhessend. „Die Helmbrechts sind hell im Kopf“, war des Oheims Wort den Nachbarn gegenüber. „Warum soll nicht einer mal ein Herr werden? Die Kosten trägt der Hof, und wenn's nicht reicht, zahl' ich selber dazu. Aber ein Herr muß her, damit die Welt weiß, daß wir Helmbrechts nicht auf der Wassertuppe dahergeschwommen sind.“

Heimlich aber dachte der Vormund: Mag der Junge ein Herr werden, wie er will, auch wenn ich draufzahlen muß. Umso besser dann. Klaus dankt mir den Herrn, und ich habe den Hof auf eine Art, die mich überall ins Ansehen setzt.

Wenn der Junge in die Ferien kam, die er bei seinem Oheim Hanno Helmbrecht verbrachte, schlich er sich zuweilen in die Heimstube des verlassenen Väterhofes, den der Oheim von seinem Ansehen aus bewirtschaftete. Aber statt des Wunschbildes, das ein Erinnerung an die erste Kinderzeit vorzauberte, fand Klaus nur ödes Schweigen und kaltes Grauen darin. Von Schauern geschüttelt, wandelte er dann den Weg zur Höhe, wo in der Erbgruft beim Bergkirchlein die Ahnen ruhten und an letzter Stelle ein Mutterherz, dessen Liebe er wie ein Weiden aus höheren Welten her über sich wehen fühlte. Von der freien Berghalde aus schweifste sein Blick dann weiter nach Westen hin, wo in Feindesland verschollen ein Hügel lag, wer weiß wo ...

Mit wachsenden Jahren war über den Jüngling das Begreifen all des Schwers gekommen, das ihm vom Schicksal beschieden war. Aber er verschloß all sein Denken und Fühlen darüber wort- und kluglos in sich wie Keim und Seim der Zukunft, die ihm einmal als Saat und Ernte aufgehen mußte, wenn die Stunde dazu kam. Er wußte aus der Geschichte seines Volkes wie aus den Geschichten seines Väterhofes, daß die Vorfahren oft noch Schlimmeres erlebt und sich dennoch immer wieder durchgerungen hatten zu Licht und Sonne.

Mit dem Studium nahm Klaus Helmbrecht es ernst, aber je weiter er darin kam, desto fühlbarer ward ihm ein Mangel bewußt: Sein Kopf ward wirt und überladen von Wissensstrom, Herz und Hand aber blieben leer. Das übererbte Bauernblut in ihm drängte mit Urtgewalt die Häute zum Griff ums Pflughorn; und eben zu der Zeit, als Hanno Helmbrecht, die Hände nach dem Hof ausstreckte, um ihn seinem Ansehen einzuverleiben, kam Klaus aus der Studienstadt zurück und erklärte: „Ich habe das Herrwerden satt bis über die Ohren. Ich muß eine Scholle unter den Füßen, eine Harke in Händen und Sturm und Sonne zu Häupten haben, sonst ersticke ich. Heute übernehme ich den Hof. Gib mir die alte Wanduhr und den Glaskrug für die Heimstube zurück, auch Hof und Acker, ich will es fortan selber schaffen.“

Der Oheim biß sich auf die Lippen, willfahrte aber willig dem heischenden Drange des Hoferben. Da stand ein junger Hartkopf, der ihm jede Berechnung zusehnden machte, ein Helmbrecht vom Scheitel bis zur Sohle.

„Klaus, ich hatte es gut gemeint mit dem Herrwerden, darfst mir's glauben. Aber wenn Du lieber ein Bauer sein willst, habe ich auch nichts dawider. Du bist nun volljährig und kannst selbst bestimmen. Dein Erbe habe ich Dir ungeschmälert erhalten, und von der Welt draußen hast Du nun auch eine Ahnung.“

„Das dank' ich Dir, Oheim“, sprach Klaus mit Nachdruck, „denn nun weiß ich erst, wie gut das ist: Bauer sein, frei sein, Licht, Luft, Scholle, Sonne und Arbeit, die Sinn hat.“

Er nahm den Hannes Hochgemut als Knecht zu den Rossen und die Tina Kraushaar, beide Spielgenossen aus der ersten Knabenzeit, als Diener zu den Kühen und für die Küche. Zwei, drei Jahre wertete er mit ihnen wie ein Wüder. Nur an den Sonntagnachmittagen gönnte er sich Ruhe. Da saß er auf der Herdbank mit einem alten, lieben Buche, und die Tina hielt auf dem alten Mutterplatz mit einer Striderei ihre stille Rast. Die Wanduhr tickte wie zu Knabenzeiten, und der Glasstrug auf dem Fensterbrett daneben hatte sein Siebenfarbenvunder wie voreinst.

Und wenn Klaus in das milde, magdliche Auge der stillgeschäftigen Tina sah, dann wußte er sich von dem unsäglich reichen Mutterwesen umwoben wie einst als Kind, so sehr war das Wunschbild seiner Erinnerung wieder Wirklichkeit geworden. In solcher Weisestunde mag es geschehen, daß sich Hände wortlos, wie selbstverständlich zusammen zu einem Bund, den kein Krieg und kein Gram zerbrechen mag. Denn was so sich findet, kommt aus Ewigem und geht in Ewiges. Das ist das Bleibende.

Als ein Jahr darauf die Tina, geborene Kraushaar ihrem Klaus einen jungen Helmbrecht in die alte Väterwiege legte, da heftete dieser wie zum ewigen Gedächtnis einen Spruch, allen künftigen Hoserben sichtbar, unter die alte Wanduhr:

„Wo dir Gottes Sonne zuerst schien und dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten,

Wo das erste Menschaug' sich liebend über deine Wiege neigte,

Wo deine Mutter dich zuerst mit Freude auf dem Schoß trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit ins Herz grub:

Da ist deine Liebe,

Da ist dein Vaterland.“

## Die Beichte.

Von M. A. von Gobin.

Mark, der Diener, weckte Pater Severin mitten in der Nacht: „Pater, ein Mirdhite begehrt Einlaß zur Beichte.“

Die Mirdhiten — das ist ein Stamm in Mittelalbanien, kleine Leute und dunkelhaarig, zwischen lauter blaügeligen Kiesen, lustige Schläuberger unter den Ehrenfesten und Hochfahrenden des albanischen Berglandes.

Pater Severin wunderte sich: „Jetzt — drei Stunden nach Sonnenuntergang?“

„Daselbe sagte ich ihm, er aber jammerte, er sei in schwerer Sünde und wage nicht bis zum Morgen in Gottes Ungnade zu leben.“

Pater Severin erhob sich und warf die Kutte über. „Lass, ihn herein“, gebot er.

Gleich darauf führte Mark einen jungen Fremden in des Priesters Stube. Seine weiße, weite Leinentracht erwies ihn als einen Mann der Gegend um Droschi.

„Dein Gewissen ist bedrückt, mein Sohn“, begann Pater Severin, „so bekenne deine schlimme Tat denn in Aufrichtigkeit, damit ich dich losprechen kann. Soll ich die Lampe anzünden?“

„Nein, mein Vater“, bat der Fremde unterwürdig, „der Schein der Ölfunzel genügt. Es wird mir leichter sein, meine Sünde im Dunkel zu gestehen.“

Pater Severin, die Weichhölzle um den Hals, setzte sich auf einen Stuhl zu Füßen des Labers, der Mirdhite aber kniete vor ihm nieder auf die Bretterdielse.

Nach dem einleitenden Gebet fragte der Priester: „Was hast du mir zu bekennen, mein Sohn? Fasse Mut, denn Gott ist die Barmherzigkeit selbst.“

„Ich habe einen Strid gestohlen“, bekannte der Mirdhite.

„Einen Strid“, erkundigte sich Pater Severin erstaunt, „was nützte dir der Strid?“

„Ach Herr, wir sind arm, Frau und Kinder darben. Hörner hingen an dem Strid.“

„Hörner, mein Sohn?“

„Auch Ohren, Vater, ein Rücken, ein Bauch, vier Beine, ein Schwanz, man nennt es Kuh.“

„Eine Kuh?“ Pater Severin unterdrückte ein Schmunzeln.

„Du mußt sie zurückgeben, mein Sohn.“

„Ach, Hochwürden, ich kann nicht, wir haben sie verzehrt.“

Während er seine Schuld bekannte, hatte der Mirdhite, dieser halunte Matti, den Blick um sich schweifen lassen, er war wie eine Kaze, sah trefflich, auch in der kaum durchschimmerten Finsternis. Gut, daß Pater Severin in Andacht die Augen geschlossen hielt.

Matti entdeckte Pater Severins Uhr auf dem Tischchen neben dem Bett und griff darnach.

„Und sonst? Hast du sonst nichts zu bekennen, mein Sohn?“

„Ich habe eine Uhr gestohlen, eine Uhr aus Silber.“

„Du mußt sie zurückgeben, mein Sohn, sonst vermag ich dich nicht loszusprechen.“

Dieser Matti streckte wie beschwörend dem Pater die Hand hin, in der die Uhr geborgen lag. Ich zeigte dem Beraubten die Uhr, mein Vater, ich sagte: nimm sie zurück — eine Pause — „aber er nahm sie nicht zurück.“

„Dann magst du gerechtfertigt sein. Dieser Bestohlene hat ein edles Herz, das deiner Armut gedachte. Was sonst noch bedrückt deinen Sinn?“

Matti ließ die Uhr in seinen Gürtel gleiten und entdeckte Schuhe unter dem Lager des Priesters. Mit Geschicklichkeit nahm er sie an sich. „Ich habe Schuhe gestohlen, mein Vater, gute, feste Schuhe.“

„Du liehest also einen Armsten barfuß zurück, du mußt sie wieder erstaten, mein Sohn!“

„Er hatte wohl noch ein zweites Paar“, entgegnete Matti und streckte den Arm, in dessen Armel die Schuhe wohlgeborgen lagen, dem Priester zu, „denn auch diesem sagte ich: nimm deine Schuhe zurück, nimm deine Schuhe zurück, nimm deine Schuhe zurück! Bei Gott!“ — eine Pause — „Aber er nahm sie nicht zurück.“

„So gehe denn in Frieden mein Sohn und laß dir die Güte dieses Mannes zu Beispiel und Erbauung dienen.“

Als er losgesprochen war, erhob sich Matti der Mirdhite von den Knien, küßte ehrerbietig des Priesters Hand und ging in die Nacht hinaus. Pater Severin aber suchte sein Lager auf und schlief ein, nachdenklich über die Milde des Bestohlenen.

Als aber der Morgen graute, wollte er nach seiner Uhr greifen, um zu erfahren, daß es Zeit sei, sein Tagewort zu beginnen — und fand sie nicht. Dann erhob er sich erschreckt und wollte in die Schuhe schlüpfen — und fand auch diese nicht.

Nun begriff er, daß er einem Gaunersreich zum Opfer gefallen war. Statt sich zu erzürnen, lachte er.

## Nachdenkliches.

Von Paul Ratonek.

Der größte Feind des Menschen ist sein kurzes Gedächtnis.

Nur wenn man den Kontakt mit sich selbst verloren hat, verliert man sich endgültig.

Es gibt nichts Zufälliges — nur Fälliges.

Der Mensch benötigt so wenig und beansprucht so viel vom Leben, dies ist sein Unglück, vielleicht aber auch sein Glück.

Die großen Wahrheiten müssen der Menschheit wie Medizin eingefloßt werden — sonst werden sie nicht von ihr getragen.

Die Menschen lassen sich nicht nur zum Bösen, sie lassen sich auch zum Guten verführen, aber niemals zwingen.

Glücklich die Kinder, die statt Geld ein leuchtendes Beispiel erben.

Die einen sind mit ihrer Unzufriedenheit zufrieden, die anderen mit ihrer Zufriedenheit unzufrieden — das scheidet die Menschen.

Es gibt nicht einen Weg, den man wählen kann, man muß seinen Weg gehen.

In der Hast unserer Zeit wird unser Fundament immer flacher, darin liegt die größte Gefahr für die Zukunft.